

Fallen wir ins Nichts?

Überlegungen zu einer Hermeneutik des Todes

Eugen Biser, München

„Sie fallen in die Tiefe“ – so glaubte es ein schwedischer Funkamateur aus dem Zeichengewirr der Radiowellen herauszuhören, die er Nacht für Nacht nach angeblichen Stimmen aus dem Jenseits abhörte. Er verfuhr dabei genauso wie jene wissenschaftlichen und theologischen Dilettanten, die den Geheimnissen der Menschheit dadurch auf die Spur zu kommen suchen, daß sie ihre Entschlüsselung vom jeweils neuesten Stand der technischen Entwicklung erhoffen und so tun, als habe ausgerechnet das Atom- und Raumfahrtzeitalter den Schlüssel gefunden¹. Aber die Toten bedienen sich zur Benachrichtigung der Lebenden so wenig der Radiowellen und damit der Mittel heutiger Technologie, wie sie in den Tagen des alternden und von Todesahnungen heimgesuchten Königs Saul von den Künsten einer Wahrsagerin Gebrauch machten². Was der schwedische Radioamateur aus der vermeintlichen Äußerung aus dem Jenseits heraushörte, war – ganz unverkennbar – die Stimme seiner eigenen Angst. Denn eben das ist die Befürchtung, die uns beim Gedanken an den Tod befällt: daß wir ins Nichts fallen, daß am Ende ein bodenloser Abgrund auf uns wartet, und daß es für uns keine Chance der Rettung in diesem dunklen Endereignis unseres Lebens gibt.

Gesteigert wird diese Angst noch dadurch, daß der christliche Unsterblichkeitsglaube bei vielen aus ganz unterschiedlichen Gründen im Schwinden begriffen ist. Bei den einen deshalb, weil sie sich ein zweigeteiltes Menschsein in dem Sinn, daß die Seele weiterlebt, während der Leib zerfällt, aufgrund ihres Menschenbildes oder auch der Einsicht in

¹ So glaubte etwa der französische Atomwissenschaftler *Philbert*, daß sich die Schreckensvisionen der Apokalypse als warnende Hinweise auf die Katastrophen eines Atomkriegs deuten ließen, während *Erich von Däniken* seinen leichtgläubigen Lesern einzureden sucht, daß eine Reihe von ungelösten Fragen durch eine Invasion kosmischer Astronauten in prähistorischer Zeit zu beantworten seien, wobei dann allerdings die ungleich größere Frage nach deren Herkunft und Verbleib offengelassen wird.

² Die Episode mit der Hexe von Endor (1 Sam 28,3–25) dürfte sich am besten aus der Tendenz des Berichts erklären, die Geistverlassenheit des Königs dadurch drastisch zu veranschaulichen, daß er ausgerechnet zu einer Hexe Zuflucht nimmt, obwohl er „die Totenbeschwörer und Wahrsager aus dem Land entfernt“ hatte (28,3), und daß er dabei auf einen raffiniert in Szene gesetzten Racheakt hereinfällt: Durch das Wort des angeblichen Totengeistes in seinen düsteren Vorahnungen bestärkt, stellt er sich als ein innerlich Gebrochener der Entscheidungsschlacht, in der sein Tod vorprogrammiert ist (vgl. 1 Sam 31,1–7).

den psychophysischen Lebenszusammenhang nicht vorstellen können. Bei den anderen deshalb, weil sie sich von der modernen Theologie darüber belehren ließen, daß vieles, was in der Bibel von einem jenseitigen Zustand zu sprechen schien, lediglich als Verbildlichung diesseitiger Probleme und Aufgaben gemeint ist. Bei einer dritten Gruppe einfach deshalb, weil ihnen die Auskünfte des Glaubens und der Religion als durchsichtige Vertröstung vorkommen, die eher von der harten Lebenswirklichkeit ablenken, als daß sie zu ihrer Bewältigung verhelfen; denn dafür, so meint dieser Einwand, komme der Unsterblichkeitsglaube einfach zu spät, wenn er sich auf die Formel der Totenpräfatation zurückzieht: „Wenn auch das Gehäuse unseres irdischen Lebens in Staub zerfällt, steht für uns doch eine ewige Wohnung im Himmel bereit.“ Denn wie könne man den Zerfall des Alten und die Auferbauung des Neuen sinnvoll zusammen denken? Müßte sich die Chance eines Fortlebens, wie sie hier behauptet wird, nicht früher, also schon im Sterben, eröffnen, wenn sie gerade auch für den modernen Menschen glaubhaft werden soll? So wächst auch unter Christen insgeheim die Befürchtung, daß im Tod nicht etwa das Leben, sondern das Nichts das letzte Wort behält.

Der Gedanke an den Tod

Man mag diese Entwicklung bedauern, sie womöglich sogar als ein besonders bedenkliches Symptom für den Verfall der Glaubenskraft ansehen. Dennoch hat sie, wie viele Krisenerscheinungen, auch ihr Gutes. Denn bei Licht betrachtet, war die bildhaft ausgemalte Jenseitshoffnung, mit der sich viele Christen trösteten, für sie doch insgeheim auch ein besonders griffiges Mittel, sich dem Todesgedanken zu entziehen. Der Tod, so schien es, war lediglich das dunkle Tor zu einem lichten Neubeginn, das dieses Zieles wegen zwar durchschritten werden mußte, bei dem man sich aber nicht länger aufzuhalten brauchte. Zwar kam alles darauf an, sich möglichst gut auf die Sterbestunde vorzubereiten; doch konzentrierte sich das Hauptinteresse auf das, was danach kam. Am Tod selbst war nichts gelegen; es lohnte sich noch nicht einmal, über das Ereignis des Sterbens genauer nachzudenken und nach dem Sinn dieses Vorgangs zu fragen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß fragwürdige „Ersatzleute“ aus dem Feld der Philosophie und der psychologischen Randszene in die Breche sprangen und über das Sterben teils schockierende, teils phantastische Auskünfte gaben. Schockierend wirkte vor allem die existenzphilosophische Auskunft, das ganze Leben sei ein fortgesetztes Sterben, ein Vorlaufen in den Tod, der vom äußersten Ziel her das Ganze bestimme

und so den Menschen zu seiner höchsten Selbstverantwortung rufe. Denn hier wird dem Tod eine Rolle zuerkannt, die, wie dann die Kritik auch deutlich genug anmerkte, im Grunde nur Gott zukommt. Um so phantastischer muten die Gespräche mit angeblich Sterbenden oder aus der bereits eingetretenen Todesstarre Zurückgeholten an, die von einem wohligen Entrücktsein, wenn nicht gar von ihrem Widerwillen gegen die ihnen zugemutete Rückkehr zu berichten wissen. Das aber ist so offensichtlich auf eine Verharmlosung des Todes angelegt, daß sich diese angeblichen „Protokolle“ nur allzu rasch als Produkte der menschlichen Selbstillusionierung entlarven. Hier wie dort handelt es sich somit um Strategien, die unter dem Anschein besonders intensiver Beschäftigung mit dem Tod in Wirklichkeit das Werk seiner Verdrängung betreiben: im ersten Fall dadurch, daß er nach Art eines Integrationsfaktors ins Lebensganze einbezogen wird; im zweiten Fall durch den Versuch, ihn in eine illusionäre Traumwelt zu entrücken. Wer aber so verfährt, gerät in den Verdacht, daß er sich selbst um das tiefste Lebensgeheimnis betrügt und, sofern er Christ ist, sich überdies in einen deutlichen Gegensatz zu den biblischen Schriften und damit zu den Quellen des Christentums bringt. Denn schon beim Lesen der Psalmen wäre er auf die erstaunliche Bitte gestoßen:

Lehre uns unsre Tage zählen, damit wir zur Weisheit des Herzens gelangen. (90, 12)

Aber hat es denn überhaupt einen Sinn, sich auf den Tod, der doch nach aller Erfahrung soviel wie Ende, Abbruch und Vernichtung bedeutet, genauer einzulassen? Die Antwort darauf ergibt sich im Grunde schon durch den existenzphilosophischen Gedanken, daß der Tod – mit dem ominösen Ausdruck Heideggers gesprochen – zur „Eigentlichkeit“ des Daseins ver helfe. Erst recht aber ergibt sie sich durch die Kühnheit, mit der die Bibel dem, der seine Tage zählen und sich damit dem Todesproblem stellen lernte, die Weisheit des Herzens in Aussicht stellt. Und dieses Schriftwort wiegt um so schwerer, als es nur den Auftakt zu jener umfassenden Todesbesinnung bildet, um die es der Bibel von ihrem ersten bis zum letzten Buch zu tun ist, angefangen also von dem Gotteswort an den ersten Menschen: „Denn Staub bist du, und zum Staub mußt du zurückkehren“ (Gen 3, 19), bis hin zu dem gewaltigen Schlußstrich, den die Apokalypse mit den Worten zieht: „Der Tod und die Unterwelt aber wurden in den Feuersee geworfen.“ (20, 14)

Um der Bibel auf dieser Bahn zu folgen, bedarf es freilich einer erheblichen Anstrengung. Denn der Gedanke an den Tod liegt dem Menschen nicht nur deswegen fern, weil er am Leben hängt, er wird von ihm

durch den heutigen Zivilisationsbetrieb mit allen Mitteln ferngehalten. Längst schon haben es die Kritiker des Zeitalters durchschaut, daß es mit seinen Hervorbringungen unablässig um die Verdrängung des Todes bemüht ist und, wo dies nicht gelingt oder angeht, eine ausgesprochene „Todeskosmetik“ betreibt. In den Todesanzeigen kommt bekanntlich das Schlüsselwort „Tod“ so gut wie niemals vor. Die Friedhöfe, die einst mit der Kirche zusammen das Zentrum der Siedlungen bildeten, sind weit an den Rand unserer Städte hinausgerückt und weithin nach dem Modell von Parkanlagen gestaltet. In seinem Roman „Tod in Hollywood“ hat Evelyn Waugh die absurden Auswüchse dieser Todeskosmetik ironisch in Szene gesetzt. Und er hat damit Rilke recht gegeben, der die „letzte Planke“ unserer Lebenswelt mit Plakaten behängt sieht, auf denen das Wort „todlos“ geschrieben steht. Es gilt, dieser trügerischen Verheißung und dem, was in ihr zum Ausdruck kommt, zu widerstehen, wenn der Tod wirklich zu Wort kommen soll. Doch wenn dies gelingt: was hat er dann zu sagen?

Schrecken und Trost

Aber gibt es denn überhaupt so etwas wie eine „Botschaft“ des Todes? Meldet sich dieser ungebetene Gast nicht vielmehr ganz anders: unerwartet, unangemeldet, in Form eines jähen Einbruchs, etwa dadurch, daß wir plötzlich die Anzeichen einer Todeskrankheit an uns entdecken oder daß ein Mensch, der in einem ganz persönlichen Sinn zu uns gehörte, unversehens von unserer Seite gerissen wird? Ist das nicht sogar die Normalform unserer Konfrontation mit dem Tod? Kommt uns der Gedanke an ihn nicht überhaupt durch die Erfahrung fremden Sterbens? Wer so denkt, muß freilich eine Erklärung dafür anbieten, daß wir vom Sterben anderer auf unser eigenes schließen und beides mit dem Begriff „Tod“ belegen. Doch dazu reicht keine Herleitung wirklich aus; denn es käme vermutlich weder zu dem spezifisch subjektiven Rückbezug noch zu der Begriffsbildung, wenn wir nicht einen dunklen Beschcid um unser Sterbenmüssen immer schon in uns trügen, wenn uns also der Tod nicht doch etwas „zu sagen“ hätte. Nur handelt es sich dabei um eine so schwer zu entziffernde Botschaft, daß es verdeutlichender Hilfen bedarf, wenn sie tatsächlich zur Kenntnis genommen werden soll.

Bevor man sich diese „Lesehilfe“ von der Bibel geben läßt, sollte man auf das Zeugnis der Dichtung achten, in der die „vox humana“, die Stimme des Menschlichen, mit am reinsten erklingt. Sie überrascht schon dadurch, daß im Grunde alle Dichtung – Todesdichtung ist, vor allem aber die Dichtung der Antike und der Gegenwart. Angesichts der

Nähe des Dichterischen zum Religiösen wirkt es dabei durchaus folgerichtig, daß der Tod, wie sonst nur noch das Gottesgeheimnis, in einem eigentümlichen Hell-Dunkel erscheint. Im Spiegel der Dichtung ist der Tod ebensosehr der Vernichter wie der Tröster. Was über seine Schrecken zu sagen ist, kleidete Novalis in seinen „Hymnen an die Nacht“ in ein packendes Bild. Während sich die Menschheit zum Fest des Lebens versammelte, trat der Tod wie ein „entsetzliches Traumbild ... zu den frohen Tischen“, und schon umhüllten „wilde Schrecken“ das Gemüt der frohgestimmten Gäste. Und der Dichter kommentiert dieses Bild mit den Worten:

Zerbrochen war die Woge des Genusses
am Felsen des unendlichen Verdrusses.³

Doch das ist nur die ängstigende Außenseite der Todeswirklichkeit. Wer diese umstößt, gelangt, fast übergangslos, in die windstille Mitte des Tai-funs. In ihrer Schilderung begegnet die älteste Dichtung der jüngsten. So erzählt die Odyssee, wie ihr Held, der nur knapp dem Verderben entronnen ist, auf einmal den einschmeichelnden Gesang der Sirenen vernimmt, in denen ihm wiederum nichts anderes als der Tod, jetzt aber in einer unerwartet verlockenden, ja betörenden Gestalt entgegentritt. Und in Hermann Brochs Roman „Der Tod des Vergil“ gewahrt der sterbende Dichter, der rückläufig die Stufen des göttlichen Schöpfungswerks durchmaß, mit seinem letzten Blick den Inbegriff des Friedens, der ihm aufscheint im Bild der himmlischen Mutter mit dem göttlichen Kind auf ihren Armen⁴. Damit aber hat der Todesgedanke auch schon aufgehört, den Menschen zu ängstigen und zu erschrecken. Wo ihn der Abgrund des Nichts zu verschlingen schien, tritt ihm das Bild der endgültigen Erfüllungsrue und Geborgenheit entgegen. Ist das aber mehr als ein bloßes Wunschbild? Diese Frage lenkt den Blick endgültig auf das biblische Todeszeugnis zurück.

Nicht als sinke der Tod für die Bibel zu einer Belanglosigkeit herab! Zwar geht sie davon aus, daß Gott den Tod nicht geschaffen und keine Freude am Verderben der Lebenden hat; doch weiß sie sehr wohl, daß es ebenso eine Zeit fürs Geborenwerden wie eine Zeit fürs Sterben gibt, jene bittere Stunde, in der, mit den hochpoetischen Bildern des Buchs Kohelet gesprochen, „die goldene Schale zerspringt, der Krug an der

³ Vgl. dazu meinen Beitrag *Dichterisches Auferstehungszeugnis. Zur Frage der theologischen Relevanz von Novalis' Hymnen an die Nacht*, in: *Zeitwende* 52 (1981) 92–106.

⁴ Zum Ganzen vgl. meine Schrift *Dasein auf Abruf. Der Tod als Schicksal, Versuchung und Aufgabe*, Düsseldorf 1981.

Quelle zerschellt und das Rad am Brunnen zerbricht“ (12,6). Doch weiß sie mit Hiob zugleich:

Dort stehen die Frevler ab von ihrem Grimm, dort finden Ruhe die Erschöpften.

Dort dürfen die Gefangenen rasten, sie hören nicht mehr auf des Fronvogts Stimme.

Dort ist der Arme gleich dem Reichen, der Sklave ist dort frei von seinem Herrn. (3,17ff)

So ist der Tod für die Bibel, die nichts von seiner Härte verschweigt, zunächst einmal der „Ort“ des großen Ausgleichs, der aufgehobenen Presionen, der überstandenen Lebensqual, der unwiderruflichen Ruhe. Dann aber kommt es, insbesondere in den neutestamentlichen Schriften, zu einer bestürzenden Umwertung, die an Kühnheit einzigartig dasteht. Es ist das Kreuz Christi, das für die Autoren dieser Bücher, allen voran für Paulus, zur Quelle der Inspiration und zum Hebel der Umwertung wird. Zwar stellt auch Paulus die bange Frage: „Ich unglücklicher Mensch – wer wird mich von diesem todverfallenen Leib befreien?“ (Röm 7,24); doch überblendet er diese Frage bald darauf durch die zweite, die wie kein anderes Wort den Geist der Todüberwindung atmet:

Wer wird uns trennen von der Liebe Christi? Trübsal oder Bedrängnis, Gefahr oder Schwert? Nein, ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Gegenwart noch Zukunft, weder Höhe noch Tiefe noch irgendein anderes Geschöpf uns trennen können von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist! (Röm 8,31–39)

Und was dabei das Erstaunlichste ist: Hier wird der Tod weder verdrängt noch beschönigt, sondern im Vollbewußtsein seiner Zerstörungsmacht – überwunden. Denn der Sprecher dieser Sätze schaut nicht etwa, wie es bei den Christen üblich geworden ist, über den Tod hinweg oder gar an ihm vorbei; er blickt ihm vielmehr ins Gesicht, wenn er versichert, daß er sich seinem Zugriff entrückt und überhoben weiß. Damit greift er gleichzeitig auf das entscheidende Heilsereignis, auf die Todüberwindung in der Auferstehung Jesu, zurück und auf das letzte Kapitel der Menschheitsgeschichte, die Auferstehung der Toten, voraus. Im Bewußtsein seiner Lebensgemeinschaft mit Christus nimmt er das für sich in Anspruch, was an dem gekreuzigten Gottessohn geschah, als er dem Bekenntniswort des Hebräerbriefs zufolge „erhört und aus seiner Todesnot befreit wurde“ (5,7). Und er nimmt zugleich das in sich vorweg, was für ihn das Erfüllungsziel aller Geschichte sein wird. Denn die-

ses besteht für ihn in dem umfassenden Sieg Christi über alles, was sich seinem Liebeswillen entgegenstellt. Denn:

Er muß herrschen, bis Gott ihm alle Feinde zu Füßen gelegt hat.
Als letzter Feind aber wird der Tod vernichtet! (1 Kor 15,25)

Abgeschieden und befreit

Wenn das keine schöne, wenngleich religiös unterbaute Hoffnung bleiben, sondern zu einer wirklichen Lebenshilfe werden soll, muß es gelingen, diese gläubige Todüberwindung gedanklich nachzuvollziehen. Das ist weniger schwer, als es beim ersten Blick den Anschein hat. Denn sobald man einmal mit der gesellschaftlich verordneten Todesverdrängung bricht, wird man gewahr, daß uns der Tod ebenso unheimlich wie vertraut ist. Wir tragen ihn nicht nur als dunklen Bescheid immer schon in uns; vielmehr stehen wir mit ihm, schon aus biologischen Gründen, in einem stillschweigenden Einvernehmen. Schon Augustinus fragte, ob jemand, dem die Rückkehr in seine Kindheit angeboten würde, davor nicht mit allen Zeichen des Entsetzens zurückschrecken und lieber den Tod wählen würde, als von diesem Angebot Gebrauch zu machen. Und wer wäre nicht von diesem Schrecken schon berührt worden, wenn er umgekehrt von den Verheißungen der modernen Medizin hört, die ihm eine Lebensverlängerung um ein Vielfaches des gewohnten Lebensmaßes in Aussicht stellt?

Doch so erwünscht der Tod angesichts derartig sinnloser Wiederholungs- und Verlängerungskonzepte erscheinen mag, so hört unser Lebenswille doch nicht auf, sich gegen ihn aufzubauen. Denn der Tod ist für uns nun einmal der Inbegriff der Negativität, der für uns soviel wie Verlust, Abbruch, Vernichtung und Katastrophe bedeutet. Mit ihm geht nicht nur alles zugrunde, was wir erarbeitet, geleistet und aufgebaut haben; und mit ihm entgleitet uns nicht nur das Lebenswerk, auf das wir alle Phantasie, Intelligenz und Energie verwendeten; mit ihm reißen auch sämtliche Lebensbeziehungen ab, die uns Halt, Sicherheit und Geborgenheit vermittelten. Im Tod, so scheint es nun wirklich, fallen wir unaufhaltsam und unwiderruflich in den Abgrund des Nichts. Mit der vermeintlichen Jenseitsstimme: „Sie fallen in die Tiefe“, von der eingangs die Rede war, scheint im Grunde nun doch das letzte Wort über unser Ende gesprochen worden zu sein.

Doch in diesem Dunkel leuchtet, je länger man hineinblickt, ein unerwartetes Licht. Denn in aller Mühe und Anstrengung, die wir in die Lösung unserer Lebensaufgaben investierten, ersehnten wir letztlich doch jenen Zustand der Ruhe, von dem es in der Bach-Kantate „O Ewigkeit,

du Donnerwort“ heißt: „Es ist genug! Herr, wenn es dir gefällt, so spanne mich doch aus!“⁵ Und was das Lebenswerk betrifft, so scheint seine Fruchtbarkeit so sehr an den Tod seines Schöpfers gebunden zu sein, daß darauf geradezu das johanneische Herrenwort angewendet werden kann: „Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht.“ (Joh 12, 24) Ähnliches gilt schließlich auch von den Lebensbeziehungen, in die wir hineingeboren wurden oder die wir aus eigener Initiative knüpften: Sie halten uns nicht nur, sie binden uns auch. Und nicht selten werden sie zu einem regelrechten Netz, in das sich ein Menschenleben unentrinnbar verstrickt. Erfahrungen dieser Art stehen vermutlich hinter dem Psalmwort, das von der Tradition in kühner Zuordnung den Opfern eines gewaltsamen Todes in den Mund gelegt wurde:

Unsere Seele ist entkommen wie ein Vogel aus der Schlinge des Jägers. Die Schlinge ist zerrissen, und wir sind frei! (Ps 124, 7)

Dabei braucht man nicht einmal an die Verstrickungen durch ausweglos gewordene Lebensverhältnisse zu denken. Ausweglos und unerträglich wird das Leben bekanntlich auch für den, der sich am Ende seiner Möglichkeiten angelangt fühlt und keinen Weg zu einem Neubeginn mehr vor sich sieht. Dann kann es dazu kommen, daß sich der ganze Wille eines Menschen in dem Wunsch sammelt, aus dieser Enge herausgeführt und ein für allemal befreit zu werden. Doch damit hat sich das unerbittliche Gesicht des Todes auch schon entscheidend gemildert. Wo wir auf den Vernichter gefaßt waren, tritt uns der – große und endgültige – Befreier entgegen. Sowenig uns die Härte der von ihm verfügten Trennung erspart bleibt, mischt sich in den Schmerz um den unwiederbringlichen Verlust doch eine Verheißung ein. Und die lautet: „Die Schlinge ist zerrissen, und wir sind frei!“

Geborgen und vereint

Nichts wäre jetzt verkehrter, als auf halbem Weg stehenzubleiben! Denn der zu Ende gedachte Tod hält eine noch größere Überraschung bereit als nur diejenige, die den Vernichter in den Befreier verwandelt. Mit der Einsicht, daß mit dem Erleiden des Todes auch alle Fesseln und Zwänge von dem Sterbenden genommen werden, ist erst das vorletzte Wort über ihn gesprochen. Zu einem letzten und entscheidenden Schritt verhilft wiederum das Zeugnis der Dichtung, das um so mehr zu beach-

⁵ Bekanntlich hat *Alban Berg* diesen Choral der abschließenden Variationenfolge seines Violinkonzerts (von 1935) zugrunde gelegt, das zu seinem eigenen Requiem geworden ist.

ten ist, als es von der Theologie noch viel zuwenig gewürdigt und für die Lösung ihrer Aufgaben in Anspruch genommen wird. Unter den zu Unrecht vergessenen oder doch in den Hintergrund gerückten christlichen Dichtern aber hat sich kaum einer so sehr in die Abgründigkeit des Todesgedankens vertieft wie Gertrud von le Fort. Sie weiß nicht nur um den „Schwindelblick der Angst“, der das Denken im Angesicht des Todesabgrunds befällt; sie weiß vielmehr im Unterschied zu denen, die dabei, erschrocken und verunsichert, stehenbleiben, daß es in dieser Tiefe einen Grund gibt, der kein weiteres Fallen mehr zuläßt. Und sie hat an einer ihrer schönsten Mädchengestalten, an der Figur der kaum erst zum Bewußtsein ihrer weiblichen Aufgabe gelangten Anne de Vitré aus der Erzählung „Das Gericht des Meeres“ gezeigt, was es damit auf sich hat. Vom Geheimnis der Menschlichkeit Gottes angerührt, bringt es Anne nicht über sich, die ihr zugedachte Rache an dem Kind des siegreichen Königs zu vollziehen, der ihre bretonische Heimat in tiefstes Leid gestürzt hat. Dafür muß sie sterben. Erbittert über ihr Verhalten, wirft sie einer ihrer Landsleute ins Meer. Sie erleidet die Qual des Ertrinkens; aber inmitten der Todesnot fühlt sie sich aufgefangen, mütterlich umarmt, unwiderruflich gerettet und geborgen⁶. Oder nun mit den eigenen Worten der Dichterin gesagt:

Sie erblickte noch das viel zu frühe Rosenrot des Morgens, das den Horizont bekränzte, sie sah noch, wie auf dem fernen Geleitschiff, das sie hergetragen hatte, ein Segel gehißt wurde, als steige ein Schwanenflügel über der Flut auf – dann ließ Budoc sie fallen. Die Wasser schlugen brausend über ihr zusammen, Anne stürzte ins Meer, hinab in die bodenlose Tiefe – dort hinab, wo man alle Dinge mit demselben Namen rufen kann. Es kam die Qual des Ertrinkens – plötzlich nahm sie wieder jemand in die Arme – sie war gerettet –, das Leben ward ihr geschenkt! Die brausenden und sausenenden Gewässer wurden sanft wie die kleinen Wellen am Strande, wenn sie einen Nachen schaukeln – Anne hörte dicht an ihrem Ohre eine Stimme, süß wie die Stimme der Mutter an der Wiege ihres kleinen Bruders Alain: sie sang dasselbe Lied, das Anne dem Kind des königlichen Mörders gesungen hatte – sie sang es zu Ende.⁷

Das ist das Letzte, was die Besinnung auf den Tod zu klären vermag. Er mutet uns den Abbruch aller Lebensbeziehungen zu, doch nur zu dem

⁶ Näheres dazu in meiner Studie *Überredung zur Liebe. Die dichterische Daseinsdeutung Gertrud von le Forts*, Regensburg 1980, 22f; 135f; 202f.

⁷ Gertrud von le Fort, *Das Gericht des Meeres*, Wiesbaden 1947, 50.

Ziel, die abgerissenen Fäden neu zu knüpfen. Im Tod fallen wir gerade nicht, wie jetzt gegen die angebliche Jenseitsstimme zu sagen ist, in die bodenlose Tiefe der totalen Verlorenheit. Vielmehr fallen wir jenem tragenden Grund anheim, den das göttliche Liebesgeheimnis bildet. Wenn Gott, wie das Weisheitsbuch versichert, den Tod nicht gewollt und keine Freude am Untergang der Lebenden hat (1, 13), heißt das für den religiösen Menschen, daß die Todverfallenheit des menschlichen Daseins, die ihm womöglich deutlicher als allen anderen vor Augen steht, eine eindeutige Grenze hat, und daß diese Grenze mit der Gotteswirklichkeit zusammenfällt. Gott selbst steht mit der Macht seines absoluten Seins dafür ein, daß wir nicht dem alles verschlingenden Abgrund des Nichts anheimfallen; und er steht in der Weise dafür ein, daß er die Fallenden in seine ewige Lebenswirklichkeit aufhebt.

Im Tod werden wir frei, dies aber, wie jetzt gesagt werden muß, nicht nur in dem Sinn, daß die Verstrickungen und Fesseln des Daseins von uns abfallen, sondern so, daß wir frei werden für unsere höchste Seinsmöglichkeit. Damit wandelt sich aber das Antlitz des Todes noch einmal. Und diese letzte Wandlung entspricht genau dem Unterschied, der zwischen der bloß emanzipatorischen Freiheit, der Freiheit der gesprengten Fesseln, und der schöpferischen Freiheit, der Freiheit zur höchsten Selbstbestimmung, besteht. Der Befreier Tod wandelt sich, wie man auch sagen könnte, zum Sachwalter der Liebe. In diesem Sinn ist der Tod nicht nur Ende, sondern Vollendung, leidvoller Durchbruch zu jener höchsten Form des Selbstseins, die nur im Abwurf der Vorformen erreicht wird. Unüberbietbares Modell dieser Vollendung aber ist der auferstandene Christus, zu dem sich der Römerbrief bekennt:

Wir wissen, daß der von den Toten auferweckte Christus nicht mehr stirbt; der Tod hat keine Macht mehr über ihn. Denn durch sein Sterben ist er ein für allemal der Sünde gestorben; sein Leben aber lebt er für Gott. (6, 10)

In dieser knappen Formel „für Gott“ ist das Letzte und Höchste gesagt. Danach besteht die Vollendung gerade nicht in einer Wiederaufnahme der alten Lebensform, in der alles erkämpft, ertrotzt und verteidigt werden mußte, sondern in einem Leben, das, weil es zuinnerst geschenkt ist, nur in der Weise der Hingabe gelebt werden kann. Nicht umsonst denkt die religiöse Unsterblichkeitshoffnung dieses Leben in Bildern einer ewigen Mahlgemeinschaft und eines unzerstörbaren Liebesbundes, der gleicherweise Gott und die Menschheit umgreift. „Selig, wer zum Hochzeitsmahl des Lammes geladen ist“, lautet daher der Ruf, mit dem die Apokalypse ihre Sieges- und Vollendungs visionen eröffnet (19,9).